

Von Thomas Härry
Wendell Berry und ich
Zeitschrift aufatmen 2/2014

Ich schleppe einen Sack Erde nach Hause, den siebten diese Woche. Töpfe brauche ich auch noch, richtig grosse Töpfe. Für Tomaten, Mangold, Gurken, Zucchini. Und, ach ja, Bohnensamen wollte ich noch besorgen. Dann Kohrabi-Setzlinge. Seit Wochen schon reibt sich meine Familie verwundert die Augen darüber, was ich da tue. Während es draussen noch frostig ist, ziehe ich in der Wohnung Setzlinge. Mit steigenden Temperaturen kommt Salat ins Frühbeet und in die Löcher der Erdsäcke. Wochen später trage ich täglich mit triumphierender Miene die Trophäen meines Erfolgs ins Haus. „Diesen Sommer werden wir überleben!“ rufe ich. „Der Garten hängt voller Segen!“
Weshalb ich das tue, wo ich doch jahrelang den Garten nur noch in Richtung Liegestuhl betrat? Wegen Wendell. Wendell Berry.

Besuch bei meinen Eltern. Ich überschütte meinen Vater, über 80, noch immer aktiver Bauer, mit Fragen. „Sag noch mal, wie war das, als wir Kinder waren: Wie konnten wir von 4 Kühen und ein paar Mastkälbern zu leben? Und aus welchem Grund hast du praktisch alle Maschinen mit einer Handvoll anderer Bauern im Dorf geteilt? Wie lief das noch mit dem Abtausch von Gütern, Erzeugnissen vom Hof, als wir vom einem Bauern das bekamen, was wir selber nicht produzierten und er von uns das, das wir anbauten? Wie genau habt ihr abgerechnet, damit sich keiner benachteiligt fühlte?“ Wir reden stundenlang über Dinge, über die wir noch nie gesprochen haben. Ich höre zu, fasziniert und irritiert zugleich. Wie konnte ich auf diesem Hof aufwachsen und nicht *sehen*, was hier ablief? Wie konnte ich die Lebensleistung meines Vaters derart unterschätzen? Unvermittelt fragt mein Vater: „Weshalb interessierst du dich auf einmal für all das?“ – „Wie soll ich dir das erklären...“, antworte ich zögernd, „ich glaub' es hat mit Wendell Berry zu tun.“

Zwei Wochen später. Wir sitzen im Wohnzimmer eines befreundeten Ehepaars, das in unserer Nähe lebt. Seit einigen Monaten treffen wir uns regelmässig. Wir essen gemeinsam, erzählen, wie es uns geht. Wir haben uns vorgenommen, nicht an der Oberfläche zu kratzen. Deshalb haken wir nach. Suchen Tiefgang. Wollen einander Ermutiger, Gefährten sein. Wenn jemand von uns irgendwo einen wichtigen Dienst hat, senden wir uns SMS. Beten füreinander. Nicht nur mit diesem Paar, auch mit einer Handvoll anderer Menschen in unserer Nähe vertiefen wir die Freundschaft. Nachbarn, Mitchristen. Verheiratete, Singles, Schweizer, Ausländer. Noch bewusster besuchen wir einander oder laden ein. Keine grosse Kocherei, einfach zusammensein. Erzählen, Anteilnehmen, Anteilgeben, Lachen. Beziehungsbande knüpfen. Weshalb gerade ich, der ich eher für mein Bedürfnis nach Rückzug bekannt bin? Auch das hat mit Wendell Berry zu tun.

Beginn einer Lesefreundschaft

Ich habe Wendell Berry noch nie getroffen, habe nie ein Wort mit ihm gewechselt. Und doch bin ihm schon oft begegnet, habe viele Stunden mit ihm verbracht - im Lesen seiner Bücher, Gedichte, Essays, Romane.

Angefangen hat es via einen Mittelsmann, Eugene Peterson, dem presbyterianischen Pastor, Bibelübersetzer und Autor. In seinen Büchern stolpert man regelmässig über den Name „Wendell Berry“. Wie oft schon hat mir ein Autor den Weg zu einem anderen Autor geebnet. Vor ein paar Jahren bestellte ich mir ein erstes Buch von Berry mit dem Titel „What are

people for?“ (Wozu sind Menschen da?) – eine Sammlung verschiedener Essays. Damals begann eine Lesefreundschaft, die mich grundlegender und nachhaltiger beeinflussen sollte, als ich jemals ahnen konnte.

Wendell Berry's Lebensgeschichte ist schnell erzählt. Berry, Jahrgang 1934, war Professor für Englisch und kreatives Schreiben am College der „New York University“ und an der „University of Kentucky“. 1965 zieht er zurück ins Dorf seiner Kindheit nahe bei Port Royal in Kentucky mit weniger als hundert Einwohnern, um eine kleine Farm zu bewirtschaften. Daneben beginnt er zu schreiben. Über die Jahrzehnte entstehen über 50 Bücher und unzählige Zeitschriftenartikel. Alleine mit der Waffe des geschriebenen Wortes wird Berry zu einem führenden Denker und Aktivist, der für seine Arbeit mit Dutzenden von Awards, Medaillen und Preisen geehrt wird. Sein Einfluss ist enorm und reicht in unterschiedlichste Gesellschaftsgruppen hinein. Bei ihm kupfern Theologen ab, aber auch Vegetarier, Landwirte, Ökofreaks, Kapitalismuskritiker, Handwerker, Amische, Kriegsgegner, Patrioten, Intellektuelle, Schriftsteller. Es ist schwer, ihn in eine bestimmte Schublade stecken kann. Er ist Linker *und* Rechter, Patriot *und* Gesellschaftskritiker. Er ist Baptist, schöpft aus den Wurzeln des Christentums und kritisiert zugleich die Ignoranz des Christentums gegenüber drängenden gesellschaftlichen Fragen. Berry ist aber vor allem eines. Ein vielschichtiger, unabhängiger Denker. Ein Philosoph, der gleichzeitig geerdet und auf die alltägliche Lebenswirklichkeit bezogen denkt und schreibt. Diese Mischung, verbunden mit den gemeinsamen Wurzeln in der dörflichen Landwirtschaft ist es, die mein Leserherz erreichen.

Tischpredigten

Seit etwa vier Jahren lese ich Wendell Berry. Ich verlasse das Haus selten ohne eines seiner Bücher in der Tasche. Den konkreten Einfluss dieses Autors auf mein Leben zu beschreiben ist nicht einfach. Er ist so vielschichtig, dass ich es nur schwer bündeln kann. Berry's Impulse beeinflussen mein theologisches Nachdenken. Meine Vorstellung davon, wozu es Kirchen braucht. Sie bringen die ganze Welt meiner Kindheit auf dem Bauernhof in mir hoch. Sie veranlassen mich, die Stadt und Umgebung von Aarau, meinem jetzigen Wohnort, mit neuen Augen zu sehen. Ich betrachte den nahen Wald mit anderen Augen, die Flüsse, die Wiesen, das Acker- und Weideland in unserer Gegend. Ich denke neu über unser Konsumverhalten als Familie nach. Was wir essen, was wir anziehen. Woher es kommt, wie es verarbeitet wurde. Die Auswirkungen der modernen Kommunikationstechnologien auf unser Denken, Fühlen, Verhalten. Ich denke neu über Beziehungen nach. Über Gemeinschaft, Gefährtschaft, Freundschaft.

Um besser umreißen zu können, welche Spuren dieser Autor in mein Leben zieht, frage ich meine Frau: „Sag mal Schatz, welche Auswirkungen der Auseinandersetzung mit Wendell Berry siehst du bei mir?“ Karin denkt kurz nach und sagt dann schmunzelnd: „Man muss nur mal deine Tischpredigten der letzten Jahre hören, die du uns während unseren Essenszeiten mit halbvollem Mund vorträgst. Deine Plädoyers für...“. Was dann folgt ist eine längere Aufzählung.

Ja, stimmt, dort floss bei mir etwas über, was ich loswerden musste – bei mir immer ein Indiz dafür, dass gerade Neues und Wichtiges gelernt hatte. Natürlich, dazu gehörte auch wenig Nachhaltiges, das eher in die Kategorie theoretischer Schwärmereien gehört. Einige dieser „Tischpredigten“ aber, wie Karin sie nennt, kamen auf tiefstem Herzen und haben deutliche Spuren im Kanon unserer gemeinsam getragenen Familienwerte hinterlassen.

Aus der Summe der Themen, greife ich drei heraus.

Kirche als Farmland

Wendell Berry's Texte haben mein heutiges Verständnis einer christlichen Ortsgemeinde an wesentlichen Stellen neu geformt. Das ist auf den ersten Blick deshalb seltsam, weil Berry praktisch nichts zum Thema „Kirche“ schreibt. Ausführlich und in immer neuen Variationen aber schreibt er über die Ökonomie des Lebens und Arbeitens auf einer Farm. Er beschreibt das Pflügen, Säen, Ernten, Pflanzen und den Umgang mit Tieren. Die zentrale Bedeutung eines Ortes, seiner geographischen Lage und geologischen Beschaffenheit. Er schreibt über spezifischen Eigenschaften verschiedener Böden und wie sie sich sinnvoll bebauen lassen. Er erzählt die Geschichte ausgelaugter, heruntergewirtschaftete Böden, die vom Menschen übernutzt und beschädigt wurden und wie viele Jahre es dauerte, bis sie sich davon erholten hatten. Er plädiert dafür, den Ort, den Boden, die Umgebung, in der man lebt, gründlich zu studieren. Dass man sich als Farmer auf seinen Boden einlassen muss, ihn akzeptieren und lieben muss, damit dieser hergeben kann, was dem Menschen dient. Damit ist nicht nur dem Menschen, sondern auch dem bebauten Land selbst gedient. Ein guter Farmer muss mit seinem Boden arbeiten, nicht gegen ihn.

In einem seiner Bücher greift Eugene Peterson diese landwirtschaftlichen Bezüge bei Berry auf und schreibt: *„Wenn Berry das Wort „Farm“ oder „Farmer“ benutzt, setze ich das Wort „Kirche“ oder „Pastor“ ein, und das funktioniert jedes Mal.“*

Was auf den ersten Blick weit her geholt scheint, entpuppt sich bei näherem Hinsehen als wertvolle Analogie. Sie knüpft bei Jesus und Paulus an, bei denen Ackerböden, Samen, Pflanzenwachstum, Bäume, Säen, Begiessen, Ernten, Heu, Stroh und Getreide wichtige Bilder für das Reich Gottes und die Aufgaben in einer Gemeinde sind. Wenn Berry an vielen Stellen kritisch über fragwürdige Vorgehensweisen in der heutigen Landwirtschaft schreibt, steckt darin viel Lernpotential nicht nur für einen Acker-, sondern auch für einen Gemeindebauer.

Melonenacker in Norddeutschland?

Berry zeigt beispielweise, dass Farmer, deren einziges Ziel die Gewinnmaximierung ist, praktisch immer die Beschaffenheit ihrer Böden missachten. Sie versuchen ihnen Erdfrüchte abzurufen, die weder dem Wesen, noch dem Nährstoffgehalt dieser Böden entsprechen. Das gibt es auch in Kirchen. Pastoren besuchen Weiterbildungen und lesen Bücher, die ihnen beibringen, wie sie ihre Gemeinde nach vorne bringen sollen. Sie lernen Methoden, Konzepte und Strategien kennen, die Wachstum garantieren sollen. Sie reisen zu den grössten, am schnellsten wachsenden Gemeinden dieser Welt und entwickeln konkrete Vorstellungen und Wünsche für sich und ihren Dienst. Zuhause versuchen sie umzusetzen, was viele tausende Kilometer weit entfernt so durchschlagenden Erfolg brachte, starten dort entwickelte Programme und Kampagnen. Die Mehrheit dieser Leiterinnen und Leiter sind Menschen guten Willens. Sie sind angezündet von Gott und seiner Liebe zur Gemeinde. Sie sagen Nein zum Status quo. Sie wollen ihre Amtsjahre nicht passiv absitzen, bloss Traditionen verwalten und sinnentleerte Sakramente austeilen. Sie wollen erleben, wie Menschen Gott finden. Wie Gemeinde wachsen und relevant werden kann. Dafür setzen sie ihr Leben ein. Bilden sich weiter. Ergreifen die Initiative und treiben die Dinge nach vorne. Sie machen fast alles richtig – nur ein Kleines, das in Wahrheit gross und entscheidend ist, blenden sie aus: Sie kümmern sich zu wenig um die Frage, was für einen Boden sie in ihrer Gemeinde in einem Vorort von Bad Iburg vor sich haben. In welche Landschaft Gott sie hier hineingestellt hat. Sie sind wie Bauern, die in Spanien üppige Melonenfelder sehen und sich sagen: „Das will ich auch!“ Sie fahren nach Hause nach Norddeutschland und besäen dort unter viel Gebet und Öffentlichkeitsarbeit ihr Melonenfeld. Ein Farmer, der seinem Boden etwas aufzwingt, für das ihm jegliche Voraussetzungen fehlen, missbraucht ihn und wird in

ständiger Spannung zu ihm stehen. Der Boden wird ihn ärgern und ihm den letzten Nerv kosten. Umgekehrt wird der Boden unter seinem Farmer leiden und nachhaltig geschädigt. Er wird überdüngt, zu tief oder zu wenig gepflügt, ausgelaugt, überbelastet und verdichtet, so dass er nicht mehr atmen kann.

Berry beschreibt den guten Farmer, der seinen Boden ernst nimmt. Der sich müht, ihn wertzuschätzen, wie er ist. Seine vorteilhaften Eigenschaften zu identifizieren und mit ihm zusammenzuarbeiten. Damit beschreibt er genau das, was auch Pastoren tun sollen, wenn sie ihrer Kirche wirklich dienen wollen. Sie müssen den Boden akzeptieren, den sie vor sich haben. Ihn gründlich studieren. Verstehen lernen. Und vorallem lieben. Die Menschen, die da sind. So, wie sie sind. Das Potential erahnen, das sich hinter ihren Mühsamkeiten verbirgt. Es hervorlocken und beharrlich kultivieren. Die Gemeinde aufbauen, welche *diese* Gemeinde sein kann – nicht eine, die jenseits ihres Charakters liegt. Berry schreibt, dass dies von einem Farmer vorallem eines verlangt: Demut. Er schreibt dem Boden nicht vor, was er hervorzubringen hat. Er begibt sich mit ihm in eine Auseinandersetzung, in eine Art Gespräch. Hört auf ihn, versucht ihn zu verstehen und entscheidet dann, was er hier anbauen will. Was am ersten die Verheissung der Frucht in sich trägt. Ein guter Pastor tut dasselbe: Hinhören, verstehen, Bodenproben nehmen. Und dann erst klären, was hier gedeihen soll. Das Melonenprojekt loslassen, wenn der Boden es nicht hergibt. Sich dem Öffnen, was Gott hier haben will – vielleicht ist es Weizen, vielleicht Gras, vielleicht Apfelbäume. Vielleicht eine Mischung davon. Vielleicht wird aus dieser Kirche nie eine 400-köpfige Trendkirche. Vielleicht bleibt es eine kleine Gemeinschaft. Aber eine, die sich kümmert. Sie erreicht den Hip-Hopper nicht und auch nicht den Chrysler-Manager. Aber die kranke Nachbarin und den lernschwachen Jungen aus Mazedonien. Zwanzig Kilometer weiter herrscht das ideale Klima für eine postmoderne Eventkirche, die erst mit 300 Leuten so richtig vital ist. Was immer der Boden hergibt und Gott in ihn hineinlegt ist mit aller Kraft zu fördern. Was aber seinem Wesen widerspricht hinterlässt nichts als Frustration. Lässt Kraft verpuffen und zerstört den Boden.

Ich, ein Bauer, Hersteller und Verarbeiter

Anknüpfend an landwirtschaftlichen Themen beschäftigt sich Wendell Berry mit dem langen Weg, den unsere Nahrungsmittel und Konsumgüter vom Hof bis auf unsere Teller und in unsere Haushalte nehmen. Unzählige Verarbeitungsprozesse liegen dazwischen. Was zu Mittag auf meinem Teller dampft hat in den meisten Fällen eine Form und einen Geschmack angenommen, der nur noch schwer erahnen lässt, worin der ursprünglich Rohstoff bestand. Anbau, Ernte, Verarbeitung, Transport: Mit jedem dieser Prozesse sind hoch komplizierte technologische Verfahren verbunden, die nicht nur unser Ökosystem belasten (Strom, Öl, Wasser, Co2), sondern uns weitgehend abhängig macht von Milliarden schweren Grosskonzernen. Sie werden zu unseren Grundversorgern, bescheren uns Fertignahrung Billigkleider und vorallem endlose Berge von Müll: Plastik, chemische Begleitstoffe, Abgase, Elektroschrott und vieles mehr. Berry wird nicht müde, diese Zusammenhänge aufzuzeigen und deutlich zu machen, wer dabei was gewinnt (Konzerne) und wer was verliert (Konsumentinnen und Konsumenten). Er ermuntert zum kritischen Nachdenken, Nachfragen, Dahinterblicken. Einer seine seiner Thesen wurde für mich selber zu einem Schlüsselsatz. Berry schreibt: „*Eating is an agricultural act*“ (Frei übersetzt: „Essen heisst, Bauer sein“) Wenn ich etwas esse, bin ich nicht bloss Konsument. Mit meiner Entscheidung, dieses Stück Fleisch oder diese Fertiglasagne zu kaufen, habe ich eine (meist unbewusste) Entscheidung darüber getroffen, wie mit jedem Rohstoff umgegangen wurde, der vor mir liegt. Von der Aufzucht des Tieres und der Aussaat der Pflanzen bis zu diesem Moment, wo

es als Mahlzeit vor mir dampft. Ich habe indirekt mitgeholfen, den Boden so oder so zu bearbeiten, zu düngen, zu spritzen. Das Tier auf eine bestimmte Weise zu halten und es in einer Verarbeitungsfabrik auf eine bestimmte Weise anzureichern, herzustellen, zu verfeinern – mit inklusiv allem damit verbundenen Energie- und Rohstoffverbrauch. Als Konsument bin ich Bauer, Hersteller, Arbeitgeber, Lohnzahler und gestalte dabei aktiv und verantwortlich mit, wie mit dieser Welt und seinen Geschöpfen umgegangen wird. Was hat das alles mit meinem Glauben zu tun? Für Berry ist es ein Ausdruck des verlorenen Bezuges zu unserm Schöpfer, dass wir genau diesen Zusammenhang nicht mehr sehen: Wie sehr meine Ess- und Einkaufsgewohnheiten mit der Beziehung zum Schöpfer und Erhalter dieser Erde zu tun haben. Dass ausgerechnet viele Christen an diesem Punkt gedankenlos bleiben gehört zu den seltsamsten Ungereimtheiten der frommen Welt.

Voll erwischt

An dieser Stelle hat mich Berry voll erwischt. Ich, der Bauernsohn und Naturliebhaber habe es unterlassen, nachzufragen, was ich mir da genau an Kleidern anziehe (hier gilt dasselbe wie bei Nahrungsmitteln), was ich beim Mittagessen zu mir nehme und welche Herstellungsgeschichte damit verbunden ist. Berry macht einige einfache Vorschläge: Essen selber zubereiten. Lokale Produkte kaufen. Sich erkundigen, wie sie hergestellt wurden. Sich von der Konsumindustrie so unabhängig wie möglich machen. Die besten, natürlichsten und nachhaltigsten Formen von Landwirtschaft und Gemüseanbau unterstützen. Uns als Familie fällt das schwer! Wir geben uns Mühe, aber wir sind nicht so konsequent, wie wir könnten. Aber etwas setze ich seit einiger Zeit um: Von Frühling bis Herbst bauen wir um unser Haus herum auf kleiner Fläche Früchte und Gemüse an. Und machen die Entdeckung, die als Kind für mich das Natürlichste der Welt war: Hier haben wir wieder einen direkten Bezug zu dem, was wir essen. Es blühte und wuchs in unserem eigenen Garten. Jeder Arbeitsschritt vom Säen, aufbinden, begiessen, ernten bis zur Zubereitung in der Küche malt uns den Schöpfer, Erhalter und Versorger vor Augen. Verleiht unserem Dankgebet vor dem Essen eine neue Bedeutung und Tiefe. Und macht unsere Einkaufstüten leichter...

Zusammen ist man weniger allein

Ebenfalls ein grosses Thema bei Wendell Berry ist die „community“ – die Gemeinschaft der an einem Ort lebenden Menschen. In einer mehrteiligen Romanserie beschreibt er das Leben und die Charakteren einer Dorfgemeinschaft in Kentucky über mehrere Jahrzehnte hinweg. Menschen, die gemeinsam arbeiten, essen, sich besuchen, Freud und Leid teilen, Konflikte austragen, sich auf den Geist geben, wieder versöhnen. Eine Dorf mit Originalen, Normalos, Scheuen, Lauten, Frommen, Aufmüpfigen. Zusammen bilden sie eine Art Schicksalsgemeinschaft. Sie haben einander nicht ausgesucht, und stehen doch zusammen. Wo Not hereinbricht, eine Krankheit, der Tod, eine Flut oder eine Dürre, rücken die Menschen zusammen. Von irgendwo her aus der Dorfgemeinschaft kommt eine helfende Hand. Teilweise wortlos, selbstverständlich. Einige verlassen die Gemeinschaft. Sie ist ihnen zu langweilig, zu gewöhnlich, zu rückständig. Manche kehre zurück, andere bleiben weg. Der Kern aber bleibt, trägt und erträgt sich durch die Jahre, überschreitet immer wieder neu die Schwellen von Leben und Tod. Berry's Bild von Gemeinschaft macht deutlich, dass es für den Menschen nichts Zentraleres gibt als die Einbettung in Gemeinschaft. Familie, Kirche, Quartier und Dorf. Gemeinschaft lebt von geographischer Nähe, von zufälligen und gewollten Begegnungen. Von Handreichungen und guten Worten zur rechten Zeit. Von Freundschaften und Nachbarschaft. Diese Intensität schafft keine Facebook-Plattform und keine Twitterbeziehung. Dazu braucht es physische Verortung, Nähe, Sehen, Hören, Reden,

Zusammensein. Berry's Gemeinschaftsbild hat mich veranlasst, mein eigenes Beziehungsnetz zu verstärken. Mehr Zeit und Raum für die Menschen um mich zu schaffen. Tiefe zu suchen. Mich als Teil eines Grösseren zu sehen. Nicht nur in meiner Kirche, auch in meiner Nachbarschaft und in meinen Freundschaften. Während ich früher Beziehungen auf Sparflamme hielt, weil mir mein berufliches Engagement viel wichtiger und geistlicher erschien, provozierte Berry an dieser Stelle ein Umdenken. Er definiert „community“ als Resultat einer „*Verbindung durch gemeinsame Erfahrungen, gemeinsamer Bemühungen und gemeinsamer Anliegen an einem gemeinsamen Ort, an dem wir bewusst und freiwillig teilhaben*“. Diese Beschreibung weckt in mir verschüttete Urklänge meiner eigenen Herkunft und Kindheit. So leben meine Eltern bis heute. Eingebunden in eine Dorfgemeinschaft, in der eine Handvoll Bauern nur deshalb überlebten, weil sie eng zusammenarbeiteten, einander halfen, einander mit dem versorgten, was jeder hatten. Sie tauschten Maschinen, Tiere, Ernteerträge. Ohne Rechnung und Buchhaltung, alles auf Vertrauensbasis. Natürlich, es gab Spannungen, Empfindlichkeiten, manchmal Ärger. Stärker aber blieb das Vertrauen, das Füreinander, die Freundschaft.

Gestern feierte meine Mutter ihren 79 Geburtstag. Am Abend war sie völlig erledigt und wollte nicht einmal mehr, dass ich sie wie geplant besuche. Der Grund? Das Telefon klingelte ununterbrochen und ein Besuch reichte dem anderen die Hand. Meine Eltern sind alt, aber nicht allein. Sie ernten die reifen Früchte Jahrzehnte lang gelebter Verbundenheit – vor Ort und darüber hinaus. Ich beginne zu begreifen und zu lernen – und nachzuholen. Es brauchte Anstösse von einem Farmer und Aktivist in Kentucky um neu zu entdecken, was mir über Jahre unbeachtet vor der Nase lag.

++++KASTEN++++

Bücher von Wendell Berry

Es gibt aktuell keine Bücher von Wendell Berry auf Deutsch. Wer auf Englisch liest und nach einem Einstieg sucht, findet hier einen guten Zugang:

Essays: „*What are people for*“ (Counterpoint)

Roman: «*Hannah Coulter*» (Counterpoint)

Gedichte: «*New Collected Poems*» (Counterpoint)

Eine Gesamtübersicht über Berr's Denken bietet aus christlicher Sicht: J. Matthew Bonzo and Michael R. Stevens: „*Wendell Berry and the Cultivation of Life: A Reader's Guide*“ (Brazos Press)

++++ENDE KASTEN++++

@=0

Thomas Härry lebt mit seiner Familie in Aarau und ist Dozent am Theologisch-Diakonischen Seminar sowie Referent und Autor.

Lesezeit: ?? Minuten